

Klaus Mertes SJ

Mut? Angst? Hoffnung!

♦ „Von ‚Mut‘ kann man nur sprechen, wenn man Angst überwinden muss“, heißt es gleich zu Beginn des Textes. Aber im Nachhinein kann man erkennen, dass man in der Tat etwas riskiert hat, dann, wenn es Reaktionen gibt. P. Klaus Mertes SJ weiß sehr genau, wovon er spricht, worüber er schreibt. Er lässt die Leserinnen und Leser an seinen Erfahrungen im Zusammenhang mit Mut, Angst, Geduld und Hoffnung teilhaben und lenkt den Blick dabei immer wieder auch auf die Institution Katholische Kirche und darauf, wie sie bisweilen mit Angst arbeitet und sich von Angst leiten lässt. (Redaktion)

1 Mut?

Gelegentlich höre ich, es sei „mutig“ von mir gewesen, jenen Brief vom 20.1.2010 an die ehemaligen Schüler des Berliner Canisius-Kollegs zu schreiben, der die gewaltige Welle der Aufklärung sexuellen Missbrauchs auslöste, welche die Kirche im deutschsprachigen Raum bis nach Rom hin, aber auch andere Institutionen in Deutschland und Österreich erschütterte. Ich fühle mich dann immer überschätzt. Ich stand nicht allein, meine Oberen standen hinter mir, ich hatte Klarheit in der Sache. Von „Mut“ kann man nur sprechen, wenn man Angst überwinden muss. Ich hatte keine Angst, oder bescheidener formuliert: Ich hatte wenig Angst. Es war für mich eine Selbstverständlichkeit, den Brief zu schreiben. Wenn ich als Schulrektor erfahre, dass in „meiner“ Schule in den 1970er-Jahren bis in die 1980er-Jahre hinein zwei Mitbrüder tätig waren, die innerhalb der Schule Systeme mit dem Ziel des Missbrauchs aufgebaut haben, und dass also hochgerechnet in dem einen Fall bis zu hundert Opfer, in dem anderen nicht viel weniger zusammenkommen müssen, dann gibt es nur eines: Mehr wissen wollen, Genauerer erfahren, die Betroffenen

ansprechen, Augen und Ohren öffnen. Also schrieb ich diesen Brief an die ehemaligen Schüler des Kollegs.

War ich also blauäugig, als ich den Brief schrieb? Ich rechnete zwar nur mit der Möglichkeit, dass der Brief irgendwann in die Hände der Presse geraten und es dann zu einem kleinen Artikel im Lokalteil einer Berliner Zeitung kommen würde. Doch das heißt noch lange nicht, dass ich blauäugig war. Mir war von Anfang an klar, dass sexueller Missbrauch in Institutionen tiefe Fragen berührt, Fragen wie diese: Wie ist es möglich, dass solche Missbräuche über Jahre hinweg stattfinden, und niemand in der Institution merkt das? Oder: Wenn einer auf die Symptome des Missbrauchs stößt, warum erkennt er oder sie die Symptomatik nicht als solche? Und wenn eines der Opfer spricht, warum findet es kein Gehör? Und warum werden, wenn die Verbrechen an Kindern und Jugendlichen in Einzelfällen sichtbar werden, die Täter aus der Institution herausgezogen und nach kurzen Therapien oder Ermahnungen in die nächste Institution gesteckt, wo sie dann weitermachen können – während sich niemand um die Opfer kümmert und nachfragt, ob es vielleicht noch weitere Opfer gibt?

Mir war auch klar, dass sexueller Missbrauch Fragen berührt, die über die einzelne Schule hinausgehen und das ganze System der katholischen Kirche und insbesondere auch des Klerus betreffen: Warum verbindet Rom – jedenfalls vor 2010 – den Kampf gegen sexuellen Missbrauch mit dem Kampf gegen Homosexuelle, nach dem Motto: „Schmeißt die Schwulen aus dem Klerus raus, dann gibt es keinen sexuellen Missbrauch mehr“? Wieso gibt es in der Kirche so viele Themen gerade im Zusammenhang mit Sexualität, über die man nicht sprechen darf, weil man sich sonst disziplinarisch gefährdet? In kirchlichen Arbeitsverhältnissen empfiehlt es sich zu schweigen, wenn die privaten Lebensverhältnisse nicht so sind, wie es die Loyalitätserwartungen des kirchlichen Arbeitsrechtes vorsehen. Die Lebensverhältnisse und Praktiken von Jugendlichen und auch von gut katholischen Eheleuten befinden sich so oft im Widerspruch zu den diversen Verboten der katholischen Sexualmoral, dass Doppelbödigkeit und Doppelmoral gerade in den lebenspraktischen Fragen rund um Sexualität geradezu zum Merkmal des Katholischen geworden sind. Oder: Warum scheitern offene Gespräche und kritische Fragen in der Kirche so schnell am Autoritätsargument? Ist die Hierarchie mehrheitlich fähig zur Selbstkritik? Wieviel davon lässt ihr Amtsverständnis überhaupt zu? Ist vielleicht das Interesse daran, den guten Ruf der Hierarchie zu erhalten, gerade in der katholischen Kirche über die Maßen hoch, so dass der sexuelle Missbrauch eher als absolute Katastrophe für das Image eben dieser Hierarchie empfunden wird denn als Katastrophe für die Opfer?

Ich war also nicht blauäugig. „Mut“ braucht man, wenn man erhebliche Ängste um sich selbst oder um andere hat. Doch was konnte mir passieren? Das Schlimmste, was mir passieren konnte, war, morgens nicht mehr in den Spiegel schauen zu können. Es war eine Frage der Selbstachtung.

2 Angst

Es gibt berechtigte Ängste. Es ist unangemessen, Angst pauschal moralisch zu diskreditieren. Jesus sagt zu seinen Jüngern, die Angst haben, im Sturm auf See unterzugehen: „Warum habt ihr solche Angst, ihr Kleingläubigen?“ (Mt 8,26) Ich höre diesen Satz weniger als einen moralischen Vorwurf, sondern vielmehr als einen Beruhigungsversuch: „Ihr braucht keine Angst zu haben, ich bin es doch!“ Im Übrigen gilt: Auch Vertrauen kann man nicht moralisch verordnen. Man kann es ermöglichen, indem man den Panik-Getriebenen entgegenkommt, ohne sich selbst von der Panik anstecken zu lassen. Das tut Jesus, wenn er sich den ängstlichen Jüngern auf dem aufgewühlten See Gennesaret nähert und angesichts der Panik selbst souverän bleibt. Doch damit ist nicht gesagt, dass die Angst der Jünger unberechtigt war. Im Gegenteil: Boote und Schiffe können bei Sturm auf See untergehen. Das ist eine Erfahrungstat-sache. Die Angst davor ist berechtigt.

Angst vor dem offenen Wort ist auch oft berechtigt. Um weiter vor der eigenen Haustür, also vor der Tür der katholischen Kirche zu kehren: Opfer von sexueller oder auch von spiritueller Gewalt¹ brauchen Mut, um zu sprechen. Sie müssen mit Leugnung, Schweigemauern, Ver-

¹ Vgl. zum Thema der „spirituellen Gewalt“ in der Kirche Lebensberichte von *Doris Wagner*, *Nicht mehr ich*, Wien 2014; *Maria del Carmen Tapia*, *Hinter der Schwelle – ein Leben im Opus Dei*, München 1996, und andere.

leumdung, mit Vorwürfen und Gegenkampagnen rechnen sowie mit den unterschiedlichsten Versuchen, sie zum Schweigen zu bringen. Da sie ihrerseits in sozialen Zusammenhängen leben, haben sie auch eine Verantwortung für ihre Familien und Freundeskreise, die sie im Fall der Fälle in ihren Konflikt hineinziehen, wenn sie offen sprechen. Angst muss ja nicht immer nur Angst um sich selbst sein, sondern kann auch – oft viel bedrückender – Angst um diejenigen sein, für die man mitverantwortlich ist. Wenn an einem „mutigen“ Schritt die Frage hängt, ob ich damit eventuell meinen Arbeitsplatz verliere und damit das Wohl meiner Familie gefährde, ist es berechtigt zu fragen, ob der „mutige“ Schritt ins offene Sprechen wirklich dran ist.

Der moralisierende Diskurs über Angst entscheidet in der konkreten, mit Angstgefühlen verbundenen Entscheidungssituation immer schon pro Eindeutigkeit und Mut und contra Klugheit und Kompromiss. Doch damit macht er es sich zu einfach, mehr noch: Das Moralisieren fügt den anwesenden Ängsten die Angst vor eigenem moralischem Versagen hinzu; doch diese Angst ist nur eine zusätzliche, narzisstische Angst. Es gibt Wichtigeres als das Gefühl, moralisch im Recht zu sein. Manchmal gibt es – zumal dann, wenn es nicht nur um einen selbst geht – Situationen, in denen riskante Entscheidungen zu treffen sind, bei denen man das Gefühl, moralisch auf der sicheren Seite zu stehen, nicht mehr hat oder sogar verliert. Und manchmal sagt einem die Angst auch etwas Vernünftiges, zum Beispiel: „Es ist grundsätzlich gut und moralisch richtig, die eigenen Grenzen zu kennen und zu respektieren.“ Es gibt nachvollziehbare Fälle, in denen es ratsam ist, eher dem Rat der Angst als dem Drang zum „mutigen“

Vorpreschen zu folgen, weil der Rat der Angst eher zum Ziel führt. Wenn ich in einer Straßenbahn eine körperlich mir völlig überlegene, alkoholisierte und gewaltbereite Gruppe sehe, die eine unschuldige Person drangsaliert, ist es vielleicht ratsam, nicht selbst zu intervenieren, sondern eher die Polizei anzurufen und sie um Hilfe zu bitten. Man kann sich mit dem Motto „Mut statt Angst“ überfordern und am Ende alles nur noch schlimmer machen.

3 Angst wovor?

Angst als solche ist also nicht das Problem. Schon eher führt die Frage weiter: Angst wovor? Es gibt Ängste, die unberechtigt sind, weil sie auf Fehleinschätzungen der Lage oder von Personen beruhen. Und es gibt berechtigte Ängste, deren Überwindung man sich trotzdem nicht ersparen kann. Beispiel: Es gehört grundsätzlich (wenigstens ein wenig) Mut dazu, sich bei Vorgesetzten über einen Missstand zu beschweren, weil immer (ein wenig) Angst mitschwingt, wenn man vor einen Vorgesetzten tritt und mit offenem Visier einen Missstand im Betrieb oder in der Leitung anspricht. Die Angst kann sich auf die unberechenbare Reaktion der Vorgesetzten beziehen, insbesondere dann, wenn er selbst Gegenstand der Beschwerde ist. Sie kann sich auch auf Kollegen oder Kolleginnen beziehen, die kein Interesse daran haben, dass der Missstand aufgeklärt wird. Doch Ängste dieser Art können nicht der Grund sein, sich prinzipiell mit einer Beschwerde zurückzuhalten, auch dann nicht, wenn der Missstand gravierend ist.

Oft verleitet Angst dazu, statt mit offenem Visier hinten herum und anonym zu sprechen. Angst vor offenem Sprechen vergiftet die Betriebsatmosphäre im Inne-

ren, wenn und weil sie die Kehrseite von verdecktem Sprechen ist, von Gerüchten über Klatsch und Tratsch aller Art bis hin zu Rufmord. Manchmal gelingt es angstgetriebenen Stimmungsmachern, höhere Instanzen in ihr Spiel einzubinden. Sie denunzieren Dritte und erhalten zugleich Anonymitäts- und Vertrauensschutz. Die katholische Kirche ist für dieses verhängnisvolle Zusammenspiel anfällig, weil sie ein strukturelles Problem mit transparenten Verfahren hat.² Das kann im Fall der Fälle zu einem dunkelkatholischen Schatten auf das Vertrauen innerhalb der Kirche führen: Kleine Zirkel, die anonym bleiben, haben an den Verfahren vorbei Zugang zur Spitze und üben über sie mehr Macht aus, als ihnen zusteht. Und die Spitze lässt es zu, fördert es vielleicht sogar.

Der Fall des denunziatorischen Zusammenspiels von informellen Gruppen und Spitze ist besonders gut geeignet, um zu zeigen, was ein Angst-System ist. Nicht nur die Denunzianten haben Angst davor, aufgedeckt zu werden. Auch diejenigen, die den Denunzianten Vertrauensschutz gewähren, haben in der Regel Angst.³ Entweder haben sie Angst davor, dass die Denunzianten zur nächsthöheren Instanz gehen, wenn sie auf die Denunziation nicht eingehen, oder sie haben dieselbe Angst wie die Denunzianten und reichen deswegen selbst die Denunziation eine Instanz höher nach oben mit der Erwartung von Anonymitätsschutz. Denunziant und Adressat der Denunziation stecken in derselben Falle des Schweigens, die sie vonein-

ander abhängig macht. Sie sind durch die Angst vor der Transparenz aneinander gekettet.

Angst von Denunzianten hat oft einen sektiererischen Kontext. Dem Gefühl, einer Minderheit anzugehören, die gegen einen übermächtigen Mainstream kämpft, entspricht die Selbstwahrnehmung, Partisan in einem Meinungsstreit zu sein, der im Kern gerade nicht als ein Streit der Meinungen und Argumente, sondern als Machtkampf verstanden wird. Der Fehlschluss lautet: Da sich meine Position nicht durchsetzt, werde ich vom Mainstream unterdrückt; deswegen darf ich wie ein Partisan agieren. Die reale Angst vor einem konstruierten, „gefühlten“ Grund für die Angst überträgt sich auf das System und kann gegebenenfalls das ganze System in sektiererische Wahrnehmungstunnels führen. Es soll nicht bestritten werden, dass es manchmal Mut kostet, mit einer Minderheitsmeinung offen aufzutreten und Minderheit zu bleiben. In diesem Sinne gibt es vermutlich gar keine „angstfreien Diskurse“, da es immer Mehrheits- und Minderheitspositionen geben wird. Denn es ist ja andererseits auch klar, dass die Mehrheit oder der Mainstream nicht deswegen Recht haben, weil sie Mehrheit oder Mainstream sind. Doch diese Einschränkung kann ihrerseits nicht als Totschlagargument gewendet werden gegen die, welche Minderheitsmeinungen in einem offenen Diskurs widersprechen.

Innerhalb von Angstsystemen schleichen sich gerne weitere, möglicherwei-

² Vgl. dazu: *Joachim Valentin*, Der „Fall“ Tebartz-van Elst – Kirchenkrise im Brennglas, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2014, insbesondere 91 ff. und 175 ff.; *Thomas Mitschke-Collande*, Schafft sich die katholische Kirche ab? – Analysen und Lösungen eines Unternehmensberaters, München 2012.

³ Ich rede hier nicht von Gewaltopfern, die je nach Situation über Vertrauensschutz vor Gewalt geschützt werden müssen. Beispiel Mobbing: Der schlechteste Gefallen, den man einem Mobbingopfer machen kann, ist, die Mobber am Opfer vorbei mit den Vorwürfen zu konfrontieren und anschließend zu bestrafen.

se auch moralisch verwerfliche Gründe für angstgesteuerte Entscheidungen ein. In der Missbrauchskrise wurde offenbar, dass Gründe für das Schweigen und Vertuschen von Verantwortlichen in der Angst vor dem Ansehensverlust der Kirche oder kirchlicher Institutionen lagen. Diese Angst ist offensichtlich kein moralisch ausreichender Grund dafür, von Missbrauch betroffene Personen in der Kirche wieder in das Schweigen zurückzudrücken. Das Zurückdrücken ist Teil der Gewalt, welche die Opfer trifft.

Moralisch fragwürdige Ängste sind auch diejenigen Ängste, die eine stark narzisstische Komponente haben. In Angstsystemen herrscht Anpassungsdruck. Wer den Kopf heraussteckt, lebt gefährlich. Die Voraussetzung für Aufstieg in solchen Systemen ist die Anpassung: Es steigen eher Personen auf, die nicht auffallen. Das kann zum Verhaltensmodell werden: Nicht auffallen, um aufzusteigen. Die Angst davor aufzufallen ist dann eigentlich die Angst davor, nicht aufzusteigen. Natürlich ist hier wieder einzuwenden, dass nicht jede Person, die auffällt, deswegen schon geeignet ist für Leitungspositionen, während der stille, loyale Arbeiter es nicht wäre. Doch stehen Personen, die ein Interesse an Aufstieg haben – karriereorientiert sind –, in Angstsystemen stärker unter Anpassungsdruck. Das führt dazu, dass die eher Angepassten auf den Leitungspositionen ankommen, die ihrerseits dann auch in diesen Positionen angstanfälliger sind als die Unangepassten, und dies nicht zum Vorteil der Qualität der Amtsausübung. Ängstliche Personen in Machtpositionen tendieren dazu, aus Schwäche heraus hart zu sein – was der Angst im System wieder zugutekommt.

4 Hoffnung!

Egal, wie viele oder welche Art von Ängsten ein Mensch in einer Entscheidungssituation durchgestanden hat, im Rückblick zeigt sich, dass weder die antizipierten Risiken noch die vorausgefügten Schreckensszenarien schon alles waren. Zunächst überwindet Vertrauen die Angst: Sich loslassen auf eine vertrauenswürdige andere Person hin, biblisch: Auf Gott hin, den Herrn der ganzen Geschichte. Petrus überwindet seine Angst im Boot, indem er vertrauensvoll den Ruf Jesu hört und aus dem Boot aussteigt. Doch die Geschichte der Angst endet nicht mit diesem Ausstieg, im Gegenteil: Die Angst flackert erst richtig hoch, nachdem Petrus den Schritt ins Vertrauen gemacht hat: Er droht in der Angst unterzugehen und schreit aus Leibeskräften: „Herr, rette mich!“ (Mt 14,30) Der Schritt aus der Angst führt in neue Ängste. Das kann bis dahin führen, dass die ursprüngliche Entscheidung rückwirkend in Frage gestellt wird: War es vielleicht doch falsch, zu vertrauen und das Boot zu verlassen?

Angst wird nicht mit einem Schlag überwunden. Hier scheint mir das paulinische Konzept der Hoffnung anzusetzen. In Röm 5,1 ff. und an vielen anderen Stellen ordnet Paulus die Tugend der „Hoffnung“ dem Zustand der „Bedrängnis“ zu. Während in den ersten vier Kapiteln des Römerbriefs vor allen vom „Glauben“ (Vertrauen, Trauen) die Rede ist, durch welchen die Sünder „Frieden mit Gott“ (Röm 5,1) finden, geht es nun um die Erfahrung, dass nach dem Schritt „aus und in Glauben“⁴ Bedrängnis einsetzt: Anfeindung, nachträgliche Verunsicherung, Mühe der Ebene, neue Konflikte. Die Neuchristen

⁴ EÜ: „Aus Glauben zu Glauben ...“ (Röm 1,17).

der paulinischen Gemeinden landen nicht in einem Rosengarten. Das könnte sie daran zweifeln lassen, ob sie richtig entschieden haben. Der „Friede mit Gott“ droht zu entgleiten. Diese Erfahrung greift Paulus auf und formuliert eine Begriffskette: „Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung; die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen.“ (Röm 5,3 f.)⁵

Als ich meinen besagten Brief schrieb und lossandte, hatte ich – wie gesagt – keine/kaum Angst. Doch als er in der Welt war, bekam ich es mit der Angst zu tun. Ich hatte nicht vorwegnehmen können, was passierte, nachdem der Brief in der Welt war. Mit der „Bedrängnis“ kamen auch Bedrängnis-Ängste: Angst vor Überforderung, vor Kontrollverlust, vor riskanten öffentlichen Auftritten, Angst wegen Drohungen, Hassmails und Misstrauen, Angst vor Erschöpfung, Angst um das Wohl der Schüler und Kollegen, Angst um die Zukunft der Schule, Angst um in Mitleidschaft gezogene Angehörige. Mein Gang an den Rechner bleibt auch heute noch schleppend. Eine neue Empfindlichkeit ist als tägliche Bedrängnis da, auch gegenüber den inzwischen wieder mehr Raum einnehmenden normalen Bedrängnissen aus dem Schul- und Schulleitungsalltag. Der Weg in die Freiheit von Angst ist lang und steinig. Die Bedrängnis setzt parallel dazu auf Zermürbungstaktik.

Bedrängnis-Ängste sind Versuchungen. Vertrauen wird in allen seinen Di-

mensionen in Frage gestellt: Das Selbstvertrauen, das Vertrauen in andere Personen, das Systemvertrauen, das Gottvertrauen. Manche Infragestellungen sind berechtigt und können nicht bloß defensiv abgewehrt werden. Doch die Hoffnung bezieht die grundsätzliche Gegenposition: Vertrauen lohnt sich. Selbst wenn Christus, der sich in den Stürmen der See nähert, zunächst unsichtbar ist, so ist er doch da. Er wird seine Hand ausstrecken und die des Petrus ergreifen. Hoffnung hält auf dem Weg der Bedrängnis die Augen offen für die helfenden und rettenden Hände, die sich entgegenstrecken. Das führt zu „Bewährung“, zum tatsächlichen Erscheinen der helfenden Hand, die sich anbietet, und stärkt die Hoffnungskraft für die nächste Etappe in der Bedrängnis.

Die Bedrängnis hört nicht auf. Das macht ungeduldig. Die Ungeduld will die Bedrängnis abschütteln, notfalls mit Gewalt. Doch wenn die Bedrängnis sich einfach abschütteln ließe, wäre sie keine wirkliche Bedrängnis. Um die Bedrängnis loszuwerden, kann man zwar Vermeidungstaktiken entwickeln und Fluchtwege beschreiten. Doch sie nützen nichts; am Ende holt einen die Bedrängnis wieder ein. Deswegen betont Paulus in der Zeit der Bedrängnis die „Geduld“, vom griechischen Wort her: das „Darunterbleiben“⁶: Die Bedrängnis annehmen, nicht ausweichen, nach vorne weitergehen, aufmerksam bleiben für den Bach am Weg mit dem erfrischenden Wasser (vgl. Ps 110,7), für den

⁵ „Selbstverständlich wirkt nicht die Bedrängnis selbst die Geduld, sondern fordert dazu heraus, von Gott her die verborgene Kraft seines Geistes zu erwarten und zu empfangen.“ (Norbert Baumert, Christus – Hochform des Gesetzes, Übersetzung und Auslegung des Römerbriefs, Würzburg 2016.) Die Hoffnung richtet sich nicht „bloß“ auf das eschatologische Ende der Geschichte, sondern darauf, dass sich in der Geschichte der Bedrängnis die Hoffnung bewährt dadurch, dass sich die unsichtbare Kraft des Geistes dann auch wieder zeigt: Dadurch wird dann wieder *neue* Hoffnung geschenkt.

⁶ Hypo-ménein – hypo-moné.

Simon von Kyrene, der mir zur Seite gestellt wird (vgl. Lk 23,26). Bedrängnis wird nicht durch Aktivismus überwunden, sondern durch Geduld. Je öfter sich die Geduld bewährt, umso stärker gibt die Hoffnung Lebenskraft für den Alltag.

Wo sind die Hände, die sich einem in der Bedrängnis entgegenstrecken, die Signale, welche die Hoffnung stärken? Sie sind zwar da, doch zu den verwirrenden Erfahrungen im Gegenwind der Bedrängnis gehört, dass man dazu neigt, den Rückenwind nicht zu spüren, der da ist, mehr noch: dass man trotz starken Rückenwinds eher unter den wenigen Lüftchen jammert und stöhnt, die einem ins Gesicht blasen: Hundert zufriedene Eltern sind da nichts wert gegen die eine übergriffige Mail eines erzürnten Schülervaters, der einem die Laune für den Rest des Tages verdirbt. Vierundzwanzig gelungene Unterrichtsstunden sind unbedeutend im Vergleich zu den zwei misslungenen. Die gute Stimmung im Betrieb kommt nicht an gegen den einen Nörgler, der mir die Freude an meinem Arbeitsplatz versalzt. Die vielen Ermutigungen von Mitchristen kommen nicht an gegen das Meckern eines einzelnen Krawallchristen im Netz. Das eine Gegenwindchen hat mehr Macht über mein Seelenleben als der kraftvolle Rückenwind, der von vielen guten Geistern kommt.

Geduld geht trotzdem Schritt für Schritt voran und wird von Hoffnung zu Hoffnung hin bestätigt. Nur so verliert die Bedrängnis mit ihren Ängsten an Macht, verstummt das Jammern, wächst die Freude mitten in den Widrigkeiten. Je weniger ein Mensch im Laufe dieses mühsamen Weges von den Ängsten erreicht wird, umso mehr kann er dann mit der in ihm gewachsenen und bewährten Hoffnung auch andere anstecken.

Der Autor: Klaus Mertes wurde 1954 in Bonn geboren. Nach dem Studium der klassischen Philologie und Slawistik trat er 1977 in den Jesuitenorden ein, wurde nach Philosophie- und Theologiestudium 1986 im Frankfurter Dom zum Priester geweiht und ist seit 1990 im Lehramt an Schulen tätig. 2000 übernahm er die Leitung des Berliner Canisius-Kollegs. Seit 2011 ist er Kollegsdirektor im internationalen Jesuitenkolleg St. Blasien im Südschwarzwald. Seine Erfahrung in der Aufarbeitung von sexuellem Missbrauch, die durch seinen Brief vom 20. Januar 2010 an ehemalige Schüler des Canisius-Kollegs ausgelöst wurde, fasste er zusammen in dem Buch „Verlorenes Vertrauen – Katholisch sein in der Krise“, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2013.